

Von der Auflösung der Grenzen

Die Photographie hat sich durch ihre Natur von ihrer Schwester, der Malerei, trennen müssen. Sie hält nicht das Idealbild eines Potentaten, einer Frau, einer Landschaft oder gar der Antike mit ihrem kostbaren Schrein der Mythologie fest. Sie ist auch nicht das Kulissendepot biblischer Darstellungen: Sie hält Realität fest- oder besser: einen ausgesuchten Teil davon, einen subjektiven Blickwinkel, der durch die automatische Arbeitsweise der Kamera objektiviert auf Papier oder ein anderes Medium appliziert wird. Die Realität wird also „imaginiert“, zugleich vorgestellt und bebildert. Selbst das „gestellteste“ Bild, selbst der hölzernste Portraitierte, das verkrampfteste Lächeln transportiert unverfälschte Wirklichkeit. Sind sie nicht unwahrscheinlich berührende Zeugen einer vergangenen und in ihrer Menschlichkeit doch immer gleichbleibenden Welt, die Aufnahmen dieser Portraitierten, die neben ein wenig deplaciert wirkenden Ziersäulen ebenso deplaciert wirken und versuchen, würdevoll auszusehen? Ist nicht das Bild des verführerischsten Lächelns einer Frau viel unmittelbarer ergreifend als das sibyllinische Lächeln der Gioconda?

Durch diese Unmittelbarkeit des Ausdrucks – sozusagen den „Überraschungseffekt“ der Wirklichkeit – ergeben sich völlig neue Perspektiven der Realitätspertzption und -verarbeitung. „Reale“ und nicht tendenziöse Bilder von Armut und Elend entstehen; der Krieg wird nicht mehr nur als auf Leinwand gebanntes Heldentum, sondern ebenso als fürchterliches „Schlachten“ perzipiert; Landschaften sind fortan nicht mehr nur idealisierte Verhübschungen von Wänden, der Betrachter bezieht in sie nun auch Industrieschlote und an den Ort gebundene Menschen ein; Bilder von fernen Orten (hier seien nur die ersten unter unglaublichen Mühen entstandenen und daher zu Recht ungläubig bestaunten Aufnahmen vom Gipfel des Montblanc oder von Ägypten- und Südamerikaexpeditionen erwähnt) relativieren die Illusion der lokalen Bedeutung. Mit einem Schlag werden soziale, geistige und geographische Grenzen ausradiert, und es entsteht in diesem Augenblick, vielleicht unbemerkt, der „moderne“ Mensch: wenn immer wieder betont wird, daß der Mensch sich vom Tier durch die Selbstreflexion unterscheidet, so entfernt sich der moderne Mensch von seinem unmittelbaren Vorfahren durch die verführerische Möglichkeit, zwischen sich und Gott eine unfaßbare „andere“, aber nun wahrnehmbare Welt zu schieben. Und das Sensorium für diese Welt wird mit der Lust, sie zu erobern, immer feiner. Während das Bild zunächst Abbild, „Ausschnitt“, aus der Welt bleibt, wandelt sich der Zugang zu dieser Realität zusehends zu einem Beobachten, also dem Versuch, in und mit einem realen Augenblick eine Situation, eine Zeitspanne oder einen weiteren Raum zu erfassen.